



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Erfolge und Sorgen des Hauses Habsburg 1531

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

nebst den Italienern zugleich als Bereitschaft für Deutschland nach Ungarn zu verlegen; er hatte keinerlei praktische Folgen. Noch weniger die vom Papst zögernd unterstützte Geldsammlung für den Krieg. Die Venezianer machten ihre boshafte Glossen dazu. Selbst der frühere kaiserliche Beichtvater Kardinal Loaysa überprüfte seine Ansichten. Die Ketzer auszurotten, schrieb er dem Kaiser, sei gewiß seine Pflicht, aber die Schwierigkeit unüberwindlich. Das Konzil wäre ein sicheres Mittel, indessen „Papst und Kardinäle wünschen es zum Teufel“. Die Altgläubigen seien kleinmütig, von den Franzosen kein Friede zu erwarten; auch der König von England würde mit dem Teufel selbst gegen den Kaiser ziehen. So „wage ich es, Euerer Majestät zu bitten“, faßt er seine Meinung zusammen, „weil das Gewissen dabei beruhigt bleiben kann, Euch wohl oder übel mit diesen Ketzern abzufinden und sie Eurem Bruder in der Art untertan sein zu lassen, wie es die Böhmen sind“ — Gedanken von Ketzern und Kompaktaten, wie sie Karl noch jahrelang vorschweben sollten.

Ob der Kaiser bei entschlossenem Willen, wie man wohl behauptet hat, die Protestierenden damals leicht hätte niederschlagen können, bezweifle ich. Aber daß ihnen durch das Unterlassen kaiserlicher Gewaltmaßregeln erneut die Möglichkeit innerer und äußerer Rüstung gegeben wurde, ist sicher. Sie besaßen nun ihre förmliche Konfession. Sie nutzten auch die Mahnungen, die ihnen der Reichstag überreichlich gegeben hatte. Die Zeitumstände sollten ihnen weiter entgegenkommen.

Erfolge und Sorgen des Hauses Habsburg 1531

Seit 1519, in verstärktem Maße seit den Vorbereitungen zu Karls Fahrt nach Italien, war die Rede von Ferdinands Wahl zum römischen Könige. Nach altem Reichsrecht konnte sie erst erfolgen, wenn der Kaiser gekrönt war; das war nun geschehen. Aber der Goldenen Bulle entsprach die Wahl eines Bruders zu Lebzeiten des Kaisers keineswegs. So fehlte es nicht an Einwendungen, die durch Gunst und Gabe überwunden werden mußten. Es gab noch eine andere Schwierigkeit; das war die kirchliche Haltung des Kurfürsten von Sachsen. Sein Ausschluß von der Wahl wurde von den Mitkurfürsten nicht zugelassen; Kurmainz erließ auch an ihn die Einladung. Deshalb erbat der Kaiser in seiner sonderbar formalistischen Art vom Papste zwei Bullen genau entgegengesetzten Inhalts; die eine mit der Erlaubnis zur Mitwirkung des Kurfürsten bei der

Wahl, obwohl er Ketzler sei; die andere, etwas später zu datierende mit seinem Ausschluß von der Wahl; von dieser wollte man Gebrauch machen, falls der Kurfürst gegen den König stimme. Dem Kaiser war nach seinen Briefen selbst nicht ganz wohl dabei. Allein in Rom trug man die Sache leichter. Loaysa widerriet die zweite Bulle als unnötig. Der Papst aber bewilligte beide auf Vortrag der entsprechend belohnten Kardinäle Pucci und Accolti. Nebenbei war die ganze Handlung eine freventliche Preisgabe teuer erkauften deutschen Staatsrechts an die Kurie.

Der Wahllakt wurde nach Köln anberaumt; man sagte: da Frankfurt den Reichstagsabschied abgelehnt habe; der Kaiser bemerkte in seinen Memoiren später nur, wegen der Pest. Auf Grund des päpstlichen Dispenses war auch Kurfürst Johann geladen, kam jedoch nicht, sondern erhob seinen Protest durch den Kurprinzen Johann Friedrich. Die Goldene Bulle ließ man auf sich beruhen. Wichtiger die Wahlverschreibung Ferdinands, auf Grund deren die Wahl am 5. Januar 1531 zustande kam: er wolle die hergebrachte Religion beschirmen. Das hatte dieses Mal einen sehr viel ernsteren Sinn als 1520. Denn im Anschluß an den sächsischen Protest scheint der Kaiser den Kurfürsten doch noch einmal in aller Form die Frage vorgelegt zu haben, ob beim Versagen des Konzilsgedankens und angesichts der Möglichkeit einer protestantischen Offensive nicht doch ein Präventivkrieg zu erwägen sei. Die Kurfürsten lehnten den Protestantenkrieg erneut ausdrücklich ab, forderten aber das Konzil.

Die Krönung erfolgte in Aachen am 11. Januar unter hergebrachtem Prunk. Am 12. März erließ der Kaiser Richtlinien für die Reichsverwaltung.

Kurfachsen verharrte in offenem Protest, wie gegen die Wahl, so gegen das Königtum Ferdinands überhaupt. Verstärkt wurde der Protest durch das Verhalten im eigenen Lager der Altkirchlichen. Die bayerischen Wittelsbacher, die schon ihre böhmische Niederlage nicht vergessen konnten, gerieten nun vollends in Opposition gegen das Haus Habsburg. In Augsburg war es bereits zu einem peinlichen Zusammenstoß zwischen Herzog Wilhelm und dem Kaiser gekommen. Nun ging Schenk von Schweinsberg aus Hessen zu Werbungen nach Bayern, Weisensfelder von Bayern nach Sachsen; im August 1531 erschien der bayerische Kanzler Leonhard von Eck selbst beim Landgrafen in Sießen, und am 24. Oktober folgte das förmliche Bündnis Bayerns mit den Protestanten zu Saalfeld. Von diesen Dingen hatte der Kaiser schon im Frühjahr durch Heinrich von Braunschweig nähere Kunde.

Noch überraschender wirkte die Lage nach der Königswahl in anderer Richtung. Die Drohungen des Kurfürsten von Brandenburg und der Ton des

Abschieds waren geeignet, die schweren Bedenken gegen den politischen Zusammenschluß zu revidieren, die bisher in den gegeneinander formulierten Bekenntnissen der Protestanten lagen. Kursachsen hatte zu Bündnisverhandlungen eingeladen, einen Augenblick gestuht und wieder abgeschrieben. Dann hatte es die Einladung zur Königswahl erhalten und damit die sichere Aussicht auf einen zweiten, jetzt von ihm allein durchzuführenden reichsrechtlichen Konflikt. So erneute es gleich Tags darauf, am 29. November, doch die Einladung der Protestierenden in das hessisch-sächsische Grenzgebiet nach Schmalkalden.

Inzwischen war es Bucer gelungen, in viel umstrittenen, aber politisch erfolgreichen Verhandlungen mit Luther selbst auch die theologische Basis zu gewinnen und damit den lange so störenden Gegensatz von Nord und Süd, von Fürsten und Städten zu überbrücken. Die alten staats- und kirchenrechtlichen Bedenken eines willenlos dulddenden Gehorsams wurden jetzt im Sinne des Aktivismus überrannt. 1529 hatten die Meinungen über das „Widerstandsrecht“ der Untertanen noch unvereinbar nebeneinander gestanden. Lazarus Spengler von Nürnberg verneinte das Widerstandsrecht, „dieweil der Kaiser unser rechter Herr und Oberer von Gott verordnet ist“. Auch Luther hing daran trotz seines Seufzers: „Ach Herre Gott, ich bin in solchen Welttsachen zu kindisch.“ Jetzt dagegen schrieb er in seiner „Warnung“ gegen den Reichstagsabschied von 1530: „So laßt fröhlich hergehen und aufs ärgist geraten, es sei Krieg oder Aufruhr, wie dasselb Gottes Zorn verhängen will.“

Noch schwereres Gewicht senkten die Räte in die Fundamente des neuen Staates, wenn sie den Fürsten in den Mund legten, daß es ihnen gegenüber einem gewaltsamen Vorgehen des Kaisers bei der Pflicht, „damit wir unseren Untertanen verwandt seien, gepühren wolle, die Unseren wider menniglichen zu schützen“. Die feinen Unterschiede zwischen defensiver Rüstung und weitergehender Aktivität verloren sich notwendig über dem Handeln. Nach zögernden Vorbereitungen unterzeichneten am 27. Februar 1531 Kurfürst Johann, Landgraf Philipp, Herzog Ernst von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, der Fürst von Anhalt und die Grafen Mansfeld zusammen mit den Städteboten von Magdeburg, Bremen, Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Isny, Biberach und Lindau ihr „Verständnis“ von Schmalkalden. Damit wurden die Protestierenden von 1529 abgelöst durch die „Schmalkaldischen“ von 1531; sie umfaßten Anhänger der Augustana, wie der Tetrapolitana. Nur Zwinglianer im eigentlichen Sinne blieben beiseite.

Die Ereignisse in der Schweiz, wo bis dahin die stärkste politische Aktivität geherrscht hatte, erleichterten die Fortentwicklung. Reibungen zwischen Bern

und Zürich schwächten beide, und als die durch wirtschaftliche Maßregeln zum äußersten gereizten Alten Orte loschlügen, fanden sie Zürich nicht genügend gerüstet, weder an Bündnissen noch an Truppen. Auch ohne die Habsburger, die eine Mitwirkung ernstlich überlegten, behielten die Altkirchlichen die Oberhand. Die weiten Aussichten der Zwinglischen Bewegung schlossen sich mit der Niederlage der Züricher bei Kappel und dem Tode des Reformators selbst auf dem Schlachtfelde vom 11. Oktober 1531. Nun bedurften die oberdeutschen Städte erst recht der Anlehnung an die mitteldeutschen Fürsten, denn auch der Schwäbische Bund, in dem die Städte durch mehr als ein Menschenalter ihre vornehmste Stütze gefunden hatten, war durch die kirchlichen Gegensätze aufgespalten und entwertet. Er konnte im nächsten Jahre nicht wieder erneuert werden.

Wir haben damit vorgegriffen und versehen uns zurück in die Lage, da der Kaiser von Augsburg rheinabwärts in seine niederländischen Erblände zurückkehrte. Während der Fahrt, noch in Speyer, erhielt er die Nachricht von dem Ableben seiner Tante Margarete, Regentin der Niederlande, am 30. November 1530. Ein halbes Jahr nach Gattinara verlor der Kaiser auch diese starke Stütze seiner Jugendjahre. Wir brauchen nicht auf ihr Leben zurückzublicken; diese Blätter sind voll von den Zeugnissen ihres frauenhaften Empfindens und ihrer männlichen Energie. Jetzt hatte sie ihre lebendigen Augen für immer geschlossen in der stolzen Gesinnung, die ihr ganzes Leben als Kaisertochter und angestammte Herrin von Burgund geleitet hatte. In dieser Gesinnung nahm sie Abschied von ihrem Neffen an ihrem Todestage in einem Briefe, der seinesgleichen sucht. „Die Stunde ist gekommen, da ich nicht mehr mit eigener Hand schreiben kann, da mein Gewissen seine Ruhe gefunden hat, und ich mich anschicke, das Letzte aus Gottes Hand entgegenzunehmen. Mein einziger Schmerz ist, Euch vor meinem Tode nicht noch einmal zu sehen. Dies wird mein letzter Brief sein. Ich lasse Euch als meinen einzigen Erben und die mir anvertrauten Lande nicht nur unverfehrt, sondern stattlich vergrößert, nach einer Regierung, für die ich Gottes Lohn, Eure Zufriedenheit und den Dank der Nachwelt erwarte. Indem ich Euch vor allem den Frieden empfehle, besonders mit den Königen von England und Frankreich, und Euch um Fürsorge bitte für meine Diener, sage ich Euch das letzte Lebewohl.“

Noch einmal steigt das alte Burgund vor uns auf. Karl betrat den verwaisten Heimatboden seines Wesens und seines Hofes. Nach langem Abstand gestiel es ihm, am 5. Dezember 1531 auch wieder ein feierliches Kapitel des Goldenen Blieses abzuhalten; das letzte war 1518 in Barcelona gewesen. Zwanzig

Ritter waren mittlerweile gestorben; Neuwahlen schienen dringend. Zum Tagungsort erkor man wegen der Größe der Kirche St. Andreas in Tournai; dazu die nahegelegene Abtei. In dem Kapitel fand auch die herkömmliche Besprechung der Laten und der Haltung der einzelnen Ritter statt, nicht zuletzt des Souveräns. Der Kanzler verkündete nach entsprechender Huldigung als die Meinung des Ordens, daß der Kaiser zu langsam sei in den Geschäften; daß er sich zuviel um Kleinigkeiten kummere und das Wichtige vernachlässige; daß er zu wenig seinen Staatsrat befrage, der ohnehin zusammengeschmolzen sei; daß er auch für die Gerichte nicht die genügende Zahl tauglicher Personen bestelle und dazu die Leute bei Hofe schlecht bezahle. Als ähnliche Klagen fünfzehn Jahre später wiederholt wurden, antwortete der Kaiser gütig und verbindlich, wie auch jetzt, daß seine Langsamkeit ihm bisher immer nur Vorteile gebracht habe.

Unter den neuen Rittern waren die Könige von Portugal und Schottland, der dreijährige Prinz Philipp von Spanien, die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, die alten Herzöge von Jülich und Sachsen, Pfalzgraf Philipp, der Vizekönig von Valencia, die Herzöge von Frias und Albuquerque, Francisco de Zuñiga, Graf von Miranda; aus Italien Ferrante Gonzaga, der Marchese del Vasto und Andrea Doria, Fürst von Melfi; von Niederländern der erprobte Schenk von Lautenberg und der uns im Dienste des Kaisers längst vertraute Louis de Praet; dazu Anton Berghes, Philipp Lannoy, Charles Laing und andere Glieder der jüngeren Generation.

Wichtiger für diese Lande war die Nachfolge Margaretes. Karls Wahl fiel auf seine Schwester Marie, die sechsundzwanzigjährige Königin-Witwe von Ungarn. Die Königin war früh erprobt, vom Leben hart angefaßt, sehr selbständig, seit Jahren nicht ohne Verständnis für evangelische Neigungen in ihrer Umgebung, wegen deren sie sich rechtfertigte. Der Kaiser gab ihr schon in seinem durch Boussu überbrachten förmlichen Berufungsschreiben vom 3. Januar 1531 seinerseits volle Genugtuung. „Seid gewiß, wenn ich Bedenken wegen der Religion hätte, würde ich Euch weder diese Vertrauensstellung anbieten, noch auch Euch die Liebe eines Bruders entgegenbringen können.“ Freilich, fügte er hinzu, dürfe man in den Niederlanden schlechterdings nicht dulden, was man im Reiche am Ende notgedrungen tolerieren müsse; so glaubte Karl es ihr nicht ersparen zu können, ihre vielfach verdächtige Umgebung fast vollkommen zu ändern. Aber sie hat auch ihrerseits Bedingungen gestellt. Man solle sie nicht zu einer neuen Ehe nötigen; ihr mochte das zweifelhafte Glück der zweimal an ältere Witwer vergebenen Eleonore und mehr noch das Schicksal Isabellas

vorschweben. Sie hielt sich auch in dieser Hinsicht an das Vorbild Margaretes, der sie an Fleiß und politischem Sinn ebenbürtig, an Gewandtheit und Einfluß auf die hohen Brüder überlegen bleiben sollte. Sie zog nicht nach Mecheln, sondern nach Brüssel, lebte aber später gern auf ihrem Schloß zu Binche.

Am 2. März eröffnete der Kaiser die Generalstände mit einem Berichte Carondelets. Die Stände antworteten durch Laurent de Blioul. Am Schluß sprach der Kaiser persönlich mit den Vertretern der einzelnen Länder, die aber in bezug auf Bewilligungen wie gewöhnlich die größten Schwierigkeiten machten. Bald danach, am 4. März, empfing Karl seine Schwester in Löwen, besprach mit ihr in den folgenden Monaten eingehend alle Angelegenheiten der Niederlande und führte sie am 1. Juli vor den wieder zusammengerufenen Generalständen in ihr Amt ein. Auch persönlich nahm er Marie in das eigentümliche Vertrauensverhältnis auf, in dem seine Tante zu ihm gestanden hatte. Durch Codicill vom 14. Januar 1532 zu seinem Testament von 1529 wurde Marie für den Fall seines Ablebens in alle Regentschafts- und Vormundschaftsrechte eingesetzt, die das Testament für Margarete vorgesehen hatte, wobei er außerdem Bestimmung traf über die Verbindung von Pfirt und Hagenau mit Burgund für den Fall einer Ehe seiner Tochter Maria mit einem Sohne Ferdinands und der Vererbung der Niederlande an dieses Paar.

Die Aufgabe Mariens als Gouvernante der Niederlande war nicht leicht, da Karl gewohnt war, von den Niederlanden mehr zu verlangen, als er ihnen gab, und die Herren des Landes so eifersüchtig auf ihren Einfluß waren, wie die Städte auf ihre alten Rechte. Der Kaiser wünschte ihr das Amt zu erleichtern durch Neuordnung des Staatsrats, des Conseil privé und des Finanzrats; er wollte auch durch das Recht des Staatsrats, zusammenzutreten ohne Berufung, Konflikte vermeiden, wie sie Margarete erlebt hatte. Dafür brachten die Zeitläufe andere Nöte.

Ihrer mußte die junge Königin nach dem erneuten Abschied ihres Bruders aus den Niederlanden allein Herr werden. Mit den Jahren sollten sie sich noch steigern.

Eine der schwersten Belastungen Margaretes war der dänische Gast gewesen; seine Rücksichtslosigkeiten und ihre Folgen umdüsterten noch die Anfangsjahre Mariens. Denn er ertroßte mit einem Haufen von 5 bis 6000 Knechten, die er als wahre Landplage nach Dverbyssel und Holland legte, pochend zugleich auf den noch ausstehenden Rest der Mitgift seiner längst verstorbenen Frau, von seinem Schwager die Ausrüstung mit 50 000 Gulden und 12 Kriegs-

schiffen zur Rückeroberung seiner Reiche. Da Christian ebenso von Norwegen für diese Rüstung Mittel erhalten hatte, ging er am 26. Oktober 1531 in See und landete, man sieht nicht ganz klar, ob planmäßig oder nur durch den Sturm dahin verschlagen, südlich Arendal an der Küste von Norwegen. Hier gewann er in der Tat rasch die Herrschaft zurück, doch versäumte er es, die Burg von Bergen und das Oslo beherrschende feste und geräumige Akershus zu nehmen, so daß diese dauernd Stützpunkte für seine dänischen Gegner blieben. Statt zu kämpfen, verhandelte er.

Bodenlose Unwahrhaftigkeit, daß dieser König, der eben in Innsbruck katholische Buße getan hatte, sich jetzt vor seinem Oheim Friedrich in salbungsvollen Briefen wieder als Vorkämpfer des Evangeliums aufspielte.

Begreiflich aber, daß die Dänen und die Lübecker ihn für einen Parteigänger der Holländer hielten, denen sie nun den Sund sperrten, während der König doch nur durch den brutalsten Druck von den Niederländern Hilfe erpreßt hatte, und auch der Kaiser mehr an die Zurückführung des Nordens in die alte Kirche und an die Rechte der Kinder seiner Schwester dachte, als an diesen König. Immerhin, die Lübecker pflegten ihre Meinung geflissentlich, um die ihnen lästigen Konkurrenten aus der Ostsee fernzuhalten. Die Holländer aber, im Grunde nicht abgeneigt, durch königliche Gunst Handelsvorteile zu erhalten, wurden durch die Feindseligkeiten der Dänen und der Lübecker fast wider Willen auf die Seite Christians gedrängt. Amsterdam war für Eintritt in den Krieg. Auch der Statthalter von Holland, Graf Hoogstraeten, setzte sich nun ernstlicher ein. Denn der Streit um den Sund führte schon jetzt zu einer durch längere Dürre gesteigerten Brotknappheit, zum Stilliegen der Schiffe und Arbeitslosigkeit der Schiffsmannschaften. Das beschleunigte die Intervention der niederländischen Regierung. Eine nach Hamburg ausgeschriebene Tagsatzung wurde zum 24. Juni 1532 nach Kopenhagen verlegt. Nebenher hatte die niederländische Regierung 40 Kriegsschiffe gerüstet, um erforderlichenfalls bewaffnet zu verhandeln.

Inzwischen aber war alles dieses überholt durch die unbegreifliche Torheit Christians II, der in seiner alten Haltlosigkeit den Vorschlag der Oslo bedrängenden Dänen und Hanseaten annahm, zu einer persönlichen Besprechung mit seinem Oheim nach Dänemark zu segeln; ihm wurde persönliche Sicherheit verbrieft. Schon am 24. Juli befand man sich vor Kopenhagen. In der Stadt aber verhandelten gerade damals die Dänen mit den Städten darüber, daß es nötig sein könnte, den früheren König in sicheren Gewahrsam zu nehmen. Nun betrog man ihn wirklich. Unter der Vorspiegelung, dort den König

Friedrich zu treffen, brachte man ihn in das feste Schloß Sonderburg — das er nie wieder verlassen sollte, fast bis zu seinem Tode, 27 lange Jahre.

In denselben Tagen starb zu Regensburg sein einziger Sohn und Erbe Hans als zwölfjähriger Knabe im Hause des Kaisers. Karl hatte über das Schicksal seines Schwagers noch keine zuverlässige Kunde, aber der Verlust des Neffen ging ihm ungewöhnlich nahe und entlockte ihm Töne weicher Rührung, wie wir sie sonst selten von ihm vernehmen. „Es war der netteste Junge, den ich kannte“, schrieb er an Marie, „ich habe seinen Tod empfunden wie denjenigen eines eigenen Sohnes. Denn ich hielt ihn so, und er war ja auch schon groß und mir sehr vertraut. Gottes Wille konnte es gewiß an jedem Orte so fügen, aber mir ist es nun doch sehr leid, daß ich ihn hierhin mitgenommen habe. Gott wolle es vergeben, aber ich wünschte seinen Vater an seiner Stelle. Indessen, der kleine Kerl ist gewiß besser aufgehoben. Er ist ohne Sünden so gestorben, daß ihm, selbst belastet mit den meinigen, die ewige Seligkeit sicher gewesen wäre; im Sterben noch rief er: Jesus.“

Religionsfriede und Türkenabwehr Aufstieg des Protestantismus

Der Kaiser hatte sich aus triftigen Gründen nach bescheidenen Bewilligungen, begleitet von 150 schweren Reitern, aus den Niederlanden wieder in das Reich zurückbegeben. Die Gründe erfahren wir aus den Briefen an die Kaiserin, die, bisher fast unbekannt, demnächst in vollkommener Ausgabe vorliegen werden. Der Briefwechsel ist eine Enttäuschung für den, der darin den intimen Ausdruck ehelicher Beziehungen sucht oder einen Gedankenaustausch, in dem die Kaiserin irgendeinen politischen Einfluß ausgeübt hätte. Wie ihr der streng castilianisch denkende, kluge und wortkarge Erzbischof Don Juan de Tavera als eigentlicher Träger der Regierung in Spanien beigelegt war, so blieb ihre Stellung durchaus repräsentativ. Aber eben deshalb gingen die ausgiebigsten und ganz vertraulichen Informationen des Kaisers über die allgemeine Lage doch an ihre Adresse. Wie könnte ein solcher Briefwechsel mit der vornehmen und geliebten Frau ganz ohne menschliche Züge bleiben!

Isabella hatte dem Kaiser bisher außer dem Thronerben Philipp noch eine Tochter Maria und einen zweiten Sohn geschenkt, der ihnen bald wieder genommen war. Sie sehnte sich nach der Rückkehr ihres Herrn, und die Töne